Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 4

Artikel: Aus dem alten Berner Rathaus

Autor: E.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633310

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

würzig buken, wie nur je eine geborene Amerikanerin es verstand, so sahen sie doch bald und vollständig ein, daß damit dem guten Vetter nicht geholfen sei, denn wenn er eine Frau sucht, so ist er noch lange nicht zufrieden, wenn er auch die knusprigsten Brötchen vor seiner Kaffeetasse findet.

Kunigunde und Karoline beschlossen, ihr Versprechen zu halten und dem Vetter zu einer Frau zu verhelfen. Sie machten sich daran, unter ihren Freunden und Verwandten die Perle zu suchen, für die es Jeremias gelüsten mochte, sein Junggesellentum in die Schanze zu schlagen. Die Sache war aber schwieriger, als sie gedacht hatten, und zwar, je länger sie suchten, um so mehr. Erst wenn man Männer oder Frauen auf das Geheiratetwerden ansieht, merkt man, wie es um sie steht. Es treten Schäden, die vorher ein glückliches Halbdunkel verbarg, ans Tageslicht. Tugenden, die als kurze Ausstellungsobjekte Furore zu machen imstande sind, verlieren von ihrem Glanz bei dem Gedanken, daß sie ein Leben lang vorhalten sollen, ohne abzufärben. Kurz, es konnten schließlich nur zwei Kandidatinnen in Betracht kommen: die dreißigjährige Anna Bienlein, häuslich, mollig, vermöglich, freundlich, geneigt zu heiraten, wenn dies ohne große Gemütsbewegung sich tun ließ, und die hübsche, musikalische, mit einer guten Aussteuer versehene Waise Johanna Severtin, die aber, was die Arbeit betraf, nicht so waschecht war wie ihre Base.

(Schluß folgt.)

Meister mit der Nelke (H. Bichler) zirka 1490. Predigt Johannes des Täufers.

Vom Meister mit der Nelke besitzen wir eine Reihe von Tafel- und Altarbildern, die den Kenner durch ihre feine Naturbeobachtung und die saubere Technik entzücken. Unser Bild, das einem Zyklus aus dem Verenenmünster in Bern entstammt, scheint auf den ersten Anblick etwas steif. Bei näherem Zusehen bemerkt man aber, daß die Gesichter der geschickt gruppierten Personen ganz vorzüglich charakterisiert sind. Jedes Gesicht drückt eine bestimmte Erregung aus. Das Bild hängt mit den andern Stücken aus diesem Zyklus im Berner Kunstmuseum.

Gott.

Von Heinrich Pestalozzi, Arosa.

Dein Odem brennt in meiner Seele,
Ich fühl's, dein Feuer loht in mir.
Doch auch der Zweifel kommt von dir,
Mit dem mein armes Herz ich quäle.

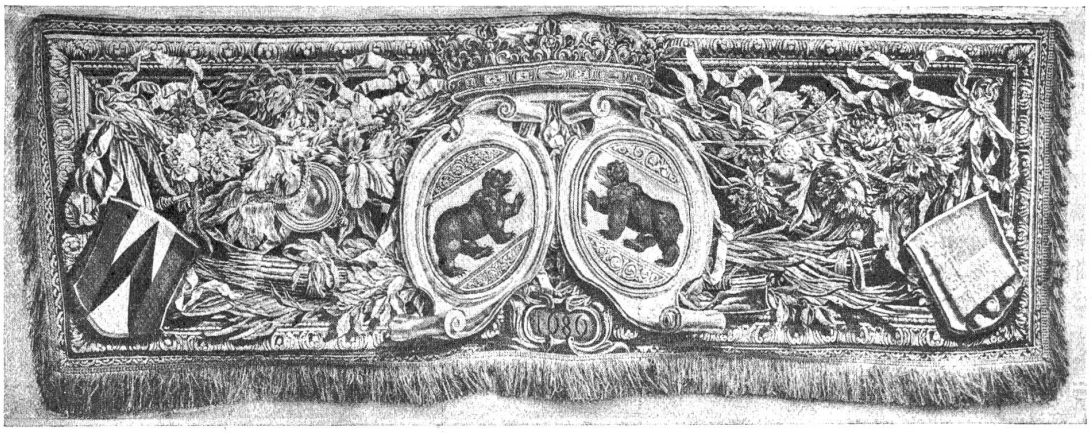
Du bist! ich weiß es! Wo ich gehe
Begegn' ich staunend deiner Kraft,
Was in mir lebt und drängt und schafft,
Entspringt aus dir, aus deiner Nähe.

Ich muß den frechen Mund verfluchen,
Der frevelhaft verneint dein Sein.
Du bist in mir und ich bin dein,
Und doch muß ich dich ewig suchen.

(Aus „Seerosen". Verlag Orell Füßli.)

Aus dem alten Berner Rathaus.

Im Jahre 1685 hob Ludwig XIV. das Edikt von Nantes auf, das den Reformierten in Frankreich seit 1598 freie Ausübung ihres Bekenntnisses gestattet hatte. Das Edikt war der letzte Schwertschlag in dem Kampfe, den Ludwig gegen die Hugenotten geführt hatte, ein Stück aus einem bestimmten Regierungssystem. Das Edikt verbot den Hugenotten auch die Auswanderung. Bis dahin hatten sich die religiös Verfolgten durch Flucht ins Ausland retten können. Nach Bern, das damals als fester Hort der Reformierten bekannt war, flüchteten viele dieser Hugenotten. Sie litten Not; Bern war zur Hülfe gezwungen. Am 19. September 1683 beschloß der Rat, zugunsten der Emigranten eine allgemeine Kollekte anzuordnen. Am 21. November wurden dann die Geschäfte der Hugenotten

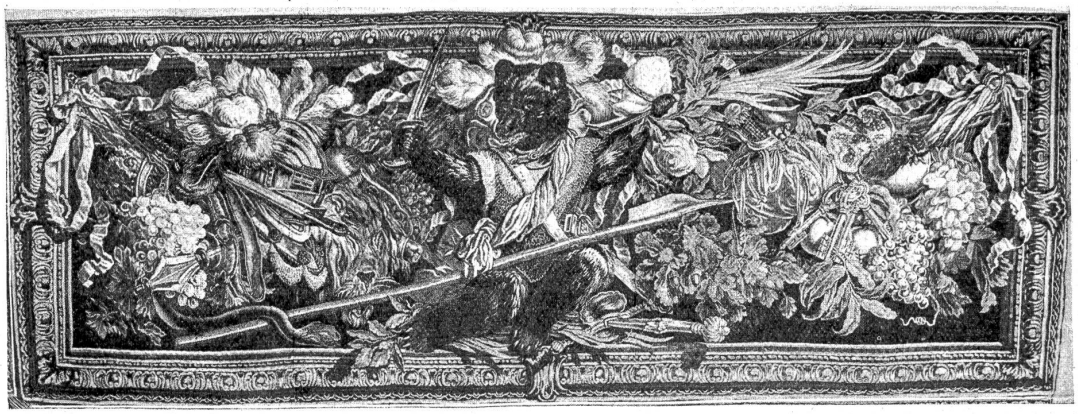


Hugenottenteppich, Vorderstück.

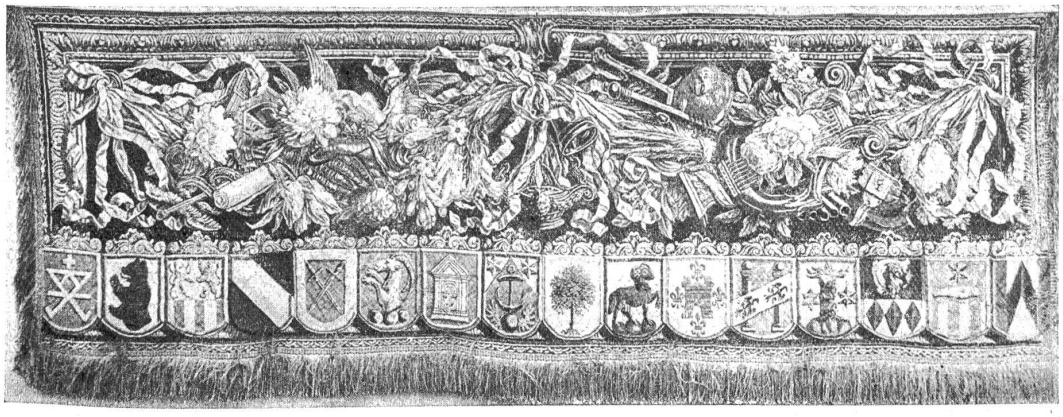
einem bestimmten Ausschuß, der Exulantenkammer, überwiesen; die Kammer wurde später, als die Geschäfte sich häuften, noch um zwei Mitglieder vermehrt. Sie gab Kleider und Schuhe ab, verteilte Geldgaben, die gewöhnlich 5 Taler im Monat auf den Kopf betrugen; sie sorgte für Obdach, indem sie die Hilfeheischenden im alten Waisenhaus einquartierte. Wie überall, brachten auch hier die Flüchtlinge ihr Gewerbe mit. Bern suchte sofort einige bisher unbekannte Industrien einzubürgern; dem jungen David Wyß wurden 1685 zur Einführung der Seidenindustrie 10,000 Pfund vorgestreckt.

Unter den Flüchtlingen befanden sich auch vier Teppichweber, die ihr Gewerbe bis dahin wohl in den königlichen Teppichfabriken ausgeübt hatten. Der Seckelmeister Hans Rudolf von Sinner machte nun den Rat darauf aufmerksam, daß sich hier eine gute Gelegenheit biete, die einträgliche Teppichweberei in Bern einzuführen. Er ersuchte den Rat, den Exulanten eine Probearbeit zu geben und sie zu veranlassen, Einheimische in die Kunst einzuführen. Der Plan fand die eifrige Unterstützung des Alt-Venners von Büren. Der Rat genehmigte die Anordnung der beiden Herren; die Weber wurden im Waisenhaus einquartiert; ein Maler wurde beauftragt, den Arbeitern „einen kunstlichen schönen dessein" zu entwerfen. Bern beherbergte damals einen Maler, der die Technik der Teppichweberei gut kannte, weil er für die königlich französischen Teppichwebereien selbst Entwürfe angefertigt hatte: Josef Werner, der Jüngere. Er war von 1662—1667 in Paris gewesen, hatte den König und seinen Hof gemalt, war zu Ansehen gekommen, hatte aber schließlich den Kabalen eines Nebenbuhlers, der seine Stellung bedroht glaubte, weichen müssen. Vor seiner Abreise nach Paris hatte er dem Rat der Stadt sein berühmtes Gemälde, „Die strafende Gerechtigkeit", gewidmet. Es bildete eines der Schmuckstücke im alten Ratssaal. Für ein weiteres, einen großen Prunkteppich auf den Tisch, entwarf er nun die Kartons. Nach seinen Entwürfen arbeiteten die 4 Hugenotten. Die Arbeit zeitigte aber ein eigentümliches Zusammentreffen, das lehrt, wie wenig grundsätzlich man damals die freie Religionsausübung anzusehen vermochte. Im gleichen Waisenhause waren einige bernische Wiedertäufer gefangen, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten, und die nun hier ihre Strafe erhielten. Sie mußten den französischen Hugenotten, die rechtlich genau das gleiche Verbrechen begangen hatten, das Zettelgarn für die Teppiche spinnen, die ein weiser Rat von Bern in Auftrag gegeben hatte. Nun hatte man aber in Bern nicht mit jener Zeitspanne gerechnet, die für die Teppichweberei notwendig war. In der französischen Manufacture des Gobelins rechnete man für einen Quadratmeter ein ganzes Jahr fleißiger Arbeit. Den gnädigen Herren dauerte das offenbar doch zu lange; schon am 1. März 1686 fragte man sich, ob die Teppichmacher ihre Arbeit „ausmachen" sollten. Man fand aber doch, „es sei nit anständig, weilen sy (die Arbeit) angefangen, selbige jetz ze underlassen"; man bat aber die Kommerzienkammer, ein Aufsichtsrecht auszuüben. Als aber am 29. Januar 1687 die Arbeit nicht zu Ende gedieh, wurde die Kommerzienkammer gebeten, den Sachen nachforschen zu lassen, überhaupt die Weber tüchtig zu kontrollieren. Am 6. September 1688, nachdem seit dem ersten Beschluß fast drei Jahre verflossen waren, schien das Prunkstück endlich fertig zu sein. Es war aber auch eine Arbeit geleistet worden, die den Richter nicht zu scheuen hatte.

Die Form des Teppichs ist seiner Bestimmung entsprechend, diejenige eines Kreuzes, dessen Mittelstück für die Tischplatte bestimmt ist, während die vier von Seiden-



Hugenottenteppich, Mittelstück.



Hugenottenteppich, Hinterstück

fransen eingefaßten Schenkel herabhängen und die Seiten bis zum Boden bedecken. Die fünf Teile sind jeder für sich angefertigt und hierauf zusammengenäht. Das ist auch der Fall bei der langen Wappenreihe. Das Material besteht teils aus Seide, teils aus Wolle. Das Mittelstück ist 233 cm lang und 85 cm breit, die anschließenden Seitenstücke haben eine Höhe von 80 cm. Jedes Stück ist von Ornamentstreifen in der Form von Bilderrahmen eingefaßt und bildet ein Ganzes für sich. Die Komposition ist außerordentlich geschickt und verrät einen feinen Sinn für edle Dekoration.

Im Mittelstück erblicken wir einen Bären mit Barett und Panzerhemd, über der Brust das mit weißen Kreuzchen besetzte Bandelier, in der Rechten das kurze Schweizerschwert, in der Linken Zepter, Lorbeeren, Palmzweig und Herzogshut; über den Knien eine Hellebarde. Der Bär sitzt auf einem mit Palmen und Lorbeeren bedeckten Schwert. Auf beiden Seiten sind Festons; rechts aus Helm, Schwert, Streitkolben, Löwenfell, Hundekopf und Trauben gebildet, links aus einem Sack, einem Bund Schlüssel, Granatäpfeln, Trauben, Lorbeeren und Eichenlaub. Wir haben da offenbar die Embleme des Krieges und des Friedens.

Das erste Seitenstück weist zwei ovale Bernerschilde, hinter denselben ein Bündel Speere und ein Beil, darüber eine Krone, darunter die Jahrzahl 1686; auf beiden Seiten wieder Festons mit prächtig ausgeführten Blumen; rechts Zepter, Schlange und Spiegel, links Schwert und Wage, die Sinnbilder der Wahrheit und der Gerechtigkeit. In den untern Ecken sind die einwärts geneigten Wappen der beiden damaligen Schultheißen Sigmund von Erlach und Johann Anton Kilchberger. Man beachte bei diesem Wappen die minutiös getreue Darstellung des Münsters.

Das gegenüberstehende große Seitenstück bringt oben in zwei weitern Festons rechts zwei verschlungene Hände, eine Pergamentrolle, Merkurhut und -stab, links eine Lyra, eine Panflöte, ein Bündel Federn, ein Schloß, einen Papagei, in der Mitte eine Uhr, eine Glocke und eine hängende Lampe, die Sinnbilder des Handels und der Künste. Darunter sind die Wappen Tscharner (wie es früher gebräuchlich war), Berseth, May, Tillier, Güder, Steiger (weiß), Thormann, Groß, Bucher, Frisching (verkehrt!), v. Muralt, Müller, v. Graffenried, Imhoof, Schmalz, v. Erlach.

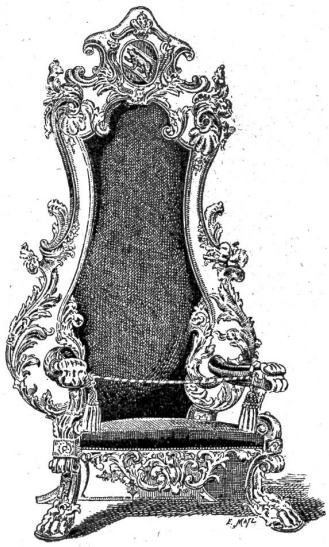
Die zwei kleinen Seitenstücke enthalten nur je ein Feston; im einen Winkelmaß, darauf eine Heuschrecke, Zirkel und Feile, die Symbole des Handwerks, darunter die Wappen Sinner, Jenner, Tillier (verkehrt!), Wurstemberger und Dachselhofer; im andern ein Pferdegebiß, eine Kanne, aus der Wasser auf ein glühendes Stück Eisen fließt, darunter die Wappen v. Graffenried, Willading, v. Büren, Fellenberg, v. Wattenwyl.

„Man wird zugeben, daß der Künstler es vortrefflich verstanden hat, dieses für den Ratsaal bestimmte Zierstück seinem Zwecke entsprechend zu gestalten und die verschiedenen Seiten eines Staatswesens, seine idealen und materiellen Grundlagen und Aufgaben zur Darstellung zu bringen. Dabei kam ihm allerdings ein Zug zu Hülfe, der in seiner Zeit lag. Kaum irgend ein Jahrhundert hat in allegorischen und symbolischen Darstellungen so viel geleistet, wie das siebzehnte." (H. Kasser.)

Hugenottenteppich, Seitenstück.

Hugenottenteppich, Seitenstück.

Die noch vorzügliche Erhaltung des Teppichs spricht sowohl für das ausgezeichnete Material, woraus er verfertigt, als für die Sorgfalt, mit der er während seines



Der Schultheissen-Thron 1681—1785.

vieljährigen Gebrauchs behandelt worden ist. Ohne Zweifel wird man ihm eine Schutzdecke gegeben haben. Mit dem Sturz der alten Regierung wird auch er außer Dienst gesetzt worden sein. Ob er zur Zeit der Restauration wieder zu Ehren gezogen wurde, wissen wir nicht.

Die Hauptarbeit scheint von dem Weber Pierre Mercier geleistet worden zu sein. Er hielt sich noch einige Zeit in Bern auf und heiratete auch hier 1689 eine Marie Bonnevienne. Einem seiner Kinder sind einige Berner Patrizier zu Gevatter gestanden. Seine Spuren verlieren sich ins Dunkle.

Der sogenannte Hugenottenteppich wurde dann 1869 der archäologischen Sektion der Stadtbibliothek als Schaustück überwiesen.

Der Teppich war im Rathaussaal in guter Gesellschaft. Hinter dem Tische, auf dem er ausgebreitet wurde, stand, nicht ganz in der Mitte der Wand, der prachtvoll geschnitzte Schultheißenstuhl, den der Bildhauer Johann Häscheler 1681 hergestellt haben soll. Später wurde der Tisch ersetzt durch eine große Kommode, die der Ebenist Funk angefertigt hatte. Von eben diesem Kunsthandwerker stammte auch die Prunkpendule, die den Ratsherren die Stunden schlug. Sie war 1753 vom Rat um die Summe von 250 Kronen gekauft worden, nachdem die Schenkung, die Funk beabsichtigt hatte, ausgeschlagen worden war, weil sie dem Rat „nit conveniere". Das schwerste und gewichtigste Stück im Zimmer war aber der weitbauchige Kachelofen, berüchtigt und gefürchtet bei allen denen, die in irdischen Dingen nicht gleichen Sinnes waren wie die gnädigen Herren und Oberen. Wer revoluzzte, der wurde zu strenger Ahnung „neben den Ofen gestellt", allwo er zerknirscht und reumütig die väterlich strafenden Mahnworte des Schultheißen anzuhören hatte. Und das nannte man damals einem „eine angemessene Remonstrantz ertheillen". E. R.

* * *

(Die Angaben verdanken wir einem eingehend belehrenden Aufsatz von A. Fluri aus dem Berner Taschenbuch 1916. (Verlag K. J. Wyß.) Wir empfehlen das Buch, das eine Fülle interessanten Kleinstoffs bietet, der Aufmerksamkeit unserer Leser angelegentlich. Red.)

Allem seit me nume du.

Von Fritz Wyß.

I.

„Dr Pfaarer chunnt, dr Pfaarer chunnt, as isch-ne janisgwüß, luegit, wär hett süscht a settegi längi Chutte!"

Wou Mäu! Das hett afah trogle uber d'Lube hingere, wiu me vo dert guet uberus gseh hett bis i Chehr acha. U richtig! Dert ischt eine cho mit-ere länge, schwarze Chutte u amene grüslege Huet.

„E min Trost, u-n-ig am Heble u ds Mannevouch am Mistfüehre, abah, d'Stube o no nid gratsamet, u ma gwüß fascht nimme-n-i Chehr ko, bis er da ischt, abah" — so het ds Chrutbodenannelisi für sich säuber gfutteret u drzue i der Stube ume gsperberet u bi sich säuber grateburgeret, was no aus dänne müeß u wo-m-es öppe chönnt verstoße. U nachhäre isch es losgange wie ds Bisewätter: „Fritz, gang leg no a, aber brönnigs, hesch ghört, u du Hannes, gisch di ga wäsche, Luise, wüsch d'Stube was gischt was hescht u du Marie wüschischt dr Schopf!"

Die Bursch si verstobe. Weder gly druf ghört me d'Luise zum Lüfterli us: „Hannes, wo ischt dr afe?" Hannes ischt äbe scho ume uf der Lube hinger gsi u hett i eir Hang dr Hudu gha u i dr angere a bitz Seife — däich me — Chrutbodehanses Hannes u brucht Seife für si z'wäsche! Weder weni säge, daß äbe Hannes z'Ungerwisig isch ds säub Jahr u dr Pfaarer äbe grad sinetwäge i Chrutbode ueche cho ischt, so wird me das begrife. Daß dr Pfaarer gäge Hustage den Ungerwisiger nache ischt für mit ihrne Ewtere z'rede, ischt bi üs a guete aute Bruch gsi. U wäge dessi hett Hans däwäg gribe, daß er fei-e-so füürig Güeg hett gseh fahre.

„Hannes, wo ischt er?" macht d'Luise no einischt. Aber Hannes hett gribe u nüt wöue ghöre.

„Hänsu, wo ischt er?" Itz wou: „Pressier du u schwieg jitze, gob er di no ghört, är escht ja scho bim Gruembirebuum obe," heit Hannes zum Lüfterli ihe gschnaulet u drna hett er sie pfäit gäg-em Brunne zue, für sie Wäschruschtig gah z'versorge. Wo-n-er ischt zum Brunne cho, hett dert d'Luise grad ds Ghüder uf d'Schorete gläärt u seit zu Hannese: „Gäu, Haneli, du Stöffeli, hür chunnt är jitz zu dir o, aber das mau cha-n-ig jitz lache."

Hannes hett si no guet dra bsinnt, wie är voreme Jahr d'Luise plaget, bevor dr Pfaarer ihretwäge cho isch u-re hett wöue agäh, si müeß de dem Pfaarer verspräche, sie wöu de nie a Schatz ha! Itz hätt er hingerdri gärn wöue, är hätt dennzumau a chli minger Rustig a d'Sach ta, wiu as jitz ihm säuber hett söue a d'Bi gah.

Itz ischt Annalisi o cho z'schieße, ob auem Gah hetts no d'Schübe bunge u drzue no gäng mit dem Chopf ufe Stuel näb dr Hustür dütet, aber i dr Angst hetts ds rächte Wort nid funge. Für ne Emmitauerfrau ischt aube denn a Pfaarer no viu meh gsi aus hüt no, mi hett vor ihm fascht meh Respäkt gha u ömu de viu meh agwängt, weder vor-em liebe Gott, — viellicht wiu me gwüßt hett, daß me dr Pfaarer cha verbängle, aber der lieb Gott nid! Item: as hett Annelisin aui Mau himuangst gmacht, we dr Pfaarer cho ischt u-n-es hett si die größti Müei gäh, öppe vor ihm mit syne Butze ufträte, daß es Gattig gha hett. — Aendtlig hetts d'Wort funge.

„Lue dert di Chappe, Hannes, lisch se-n-uf!"

Hannes ischt so us auem use gsi, daß er sofort gfouget hett!

„Un jitz, daß de ghörscht! We-n-er jitz de chunnt, so lüpfischt die Chappe, aber i der Ornig, daß ds verstange higischt!"

„Mhm," macht Hannes ganz verstöberete u luegt aber drzue scho ume suur gäge der Ifahrt ueche, wo-n-er Fritze